Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr. 94. Bydgoszcz/Bromberg, 26. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Saskias Gesicht schimmerte in diesem Halbdunkel wie eine weiße Rose aus den Kissen. Ganz still lag sie. Und still und geduckt saß die Muhme am Bett, die welken Hände ineinander gefaltet. Die Lippen bewegten sich in lautlosem Gebet. Seit vielen Tagen betete sie so — was konnte sie wohl anderes tun, als auf die Güte des Schöpfers und die Kraft ihrer Frömmigkeit zu vertrauen.

Saskias Hände hoben sich leise. Sie tasteten über die Bettdecke und zupften darüber hin, als spielten sie mit unsichtbaren Blumen.

Das Fieber wurde wieder stärker.

„Blumen — Himmelsblumen —", flüsterten die blassen Lippen. „Immer neue — neue Blumen —"

Die Augen öffneten sich. Sie waren leuchtend vom Brand des Fiebers.

„Harmensz — ich flechte den Kranz für dich — den Ruhmeskranz — ganz aus Dornen und Stroh —"

Ein leises, schlimmes Lachen klang dünn und zerbrochen aus ihrem Munde.

„Tiere sind die Menschen — böse Tiere —. Oh — ich bin im Spinnhaus. Spinne, spinne gelben Flachs — immer muß ich spinnen —"

Gequält standen ihre Lippen eine Weile offen. Die Muhme griff nach den tastenden Händen und hielt sie fest. Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. Herrgott, hilf, hilf!

„Das Spinnhaus ist schlimmer — als ein Gefängnis", flüsterte die Fiebernde. „Da nagen — die Ratten den Faden ab — immer den neuen Faden — haben schwarze Augen wie die Teufel — — oh, Harmensz! Harmensz — jetzt kommen sie —"

Sie schrie grell auf. Schweiß stand ihr auf der Stirn. Ihre Stimme wimmerte:

„Ratten — Ratten — so helft mir doch —"

Die Muhme sprang auf und warf sich über sie, um sie in die Kissen zu drücken.

„Saskia — ich bin ja da! Ich helfe dir! Bist ja zu Hause — Saskia!"

Da ging die Tür auf.

Rembrandt stand auf der Schwelle. Hinter ihm Uylenburgh. Ernst und voll Feierlichkeit.

Muhme Alberta wich unwillkürlich vom Bett zurück. Einen Augenblick lang wähnte sie, selber eine Fiebervision zu haben. Aber da sagte Rembrandt leise:

„Ich bin's wirklich —"

Ja, das war seine Stimme. Sie kannte sie so gut wie die von Saskia. Ein Ausdruck großen, gläubigen Vertrauens breitete sich über ihr faltenreiches Gesicht aus.

„Geht nur, Muhme. Ich bleibe hier."

Rembrandt trat näher. Uylenburgh nickte ihr mit ernster Freundlichkeit zu. Da glitt sie behutsam beiseite und an dem Senator vorbei, der still die Tür schloß.

Rembrandt war allein im Krankenzimmer. Zögernd näherte er sich dem Bett. Dann sank er plötzlich erschüttert in die Knie.

„Saskia —!"

Er griff nach ihren fieberheißen Händen. Wie hatte doch ten Zerkaulen heute gesagt? Als er mit ihm allein war. Ja, der Doktor Solbakken hätte gemeint, heute müßte es sich entscheiden, ob das Leben oder der Tod stärker wäre. Entweder müßte das Fieber nachlassen oder — ah, dieses grausame, unheimliche „oder"!

Saskia war wieder stiller geworden.

Ihr Atem ging schwer, das Gesicht war zur Seite gedreht. Die halbgeöffneten Augen weiteten sich. Sie blickten gerade in Rembrandts Gesicht.

Ein Schauer überflog ihn. Erkannte sie ihn?

„Saskia, ich bin es! Dein Harmensz!" flüsterte er, ergriffen von dem Leid in diesen vertrauten, schmerzerfüllten Zügen." Erkennst du mich nicht, Liebste?"

Graue Angst verzerrte sein Gesicht.

Noch immer hielt er ihre Hände umkrampft, als wolle er seine gesunde Lebenskraft so in sie hineinströmen lassen.

Kein Flackern des Erkennens war in ihrem Blick.

Fremd und fern waren diese Augen, die ihn sonst so wunderbar beglückt hatten.

Da riß es ihn gewaltig hoch.

Mit zarter Festigkeit umschlang er sie, ihren Blick suchend, und preßte sie an sich mit der Inbrunst seiner ganzen Liebe. Ungeheure Kraft fühlte er in sich, den Tod zu bezwingen, dessen Schatten schon irgendwo in diesem Zimmer verborgen sein mochte.

„Saskia! Saskia!" rief er beschwörend. „Ich bin bei dir. Ich, nach dem du so oft verlangt hast! Ich, dem du die ersten Küsse deiner jungen Lippen schenktest. Ich, dein Harmensz! Herrgott, mach' ihre Seele wach! Mach', daß sie meine Stimme hört! Sei barmherzig, Gott! Saskia! Saskia!"

Blick lag in Blick.

War noch immer Fremdheit darin? Noch immer diese grausige, dunkle Ferne, wie sie droben hinter den Wolken sein mochte? Oder war doch schon ein seltsames Tasten und Suchen der Seele in diesen starren Augen? Waren Rembrandts Worte doch durch den dumpfen, flammenden Fieberwahn hindurchgedrungen?

„Saskia, Saskia!" stammelte, forderte, rief, schluchzte Rembrandt noch immer.

War es die inbrünstige Kraft seiner Worte, die die Dunkelheit ihrer Seele durchbrach? Ihr Blick begann sich zu entschleiern — ein Zittern lief um ihre Lippen. Der Ausdruck ihres Gesichts verlor die Starrheit und schien allmählich einen weicheren Schimmer zu bekommen.

Voll bebender Spannung verfolgte Rembrandt diese Wandlung in ihren Zügen.

Und dann geschah es, daß Saskia die Lippen öffnete und leise flüsterte:

„Bist du es, Harmensz? Sind wir im — Himmel —?"

Er hielt sie fest in den Armen.

Ein unerhörtes Gefühl des Glücks überströmte ihn, daß sie ihn erkannte. Daß die furchtbare Flammenmauer des Fiebers durchbrochen war.

„Saskia, nicht im Himmel! Auf der Erde, der schönen Gotteserde sind wir! Und ich bin wirklich bei dir — ich halte dich im Arm! Fühlst du es nicht, Liebste?"

Sein Blick ließ sie nicht los.

Sekunden vergingen so.

Langsam, ganz langsam entfaltete sich ein mattes Lächeln in dem blassen, schönen Gesicht. Es sah wunderbar und wie erlöst aus. Es hatte einen Schimmer von ihrem alten, lieben Lächeln, mit dem sie Rembrandt so oft ihren Mund zum Kuß geboten hatte.

„Ist denn — das wahr —?" hauchte sie.

„Saskia, sieh um dich!" rief er beglückt, mit feuchten Augen.

Sie wandte langsam den Kopf. Mit einem langen, suchenden, allmählich die Dinge erkennenden Blick sah sie durch den Raum. Ein Flüstern:

„Sonne — Harmensz — wo ist die Sonne?"

Er ließ sie in die Kissen zurückgleiten. Schnell ging er zum Fenster und zog die Vorhänge zurück. Breit strömte das Licht herein, eine goldene Woge von Sonne, Wärme und Leben. Das Zimmer wurde strahlend hell davon.

Saskias Gesicht verklärte sich. Ein fast überirdischer Glanz trat in ihr Gesicht.

„Sonne —", murmelte sie. Und dann:

„Harmensz, nun glaube ich dir. Harmensz — küsse mich —"

Er stand neben ihr.

Behutsam beugte er sich über sie. Ihre blassen Lippen waren ein wenig geöffnet wie in einer großen Erwartung.

„Du wirst gesund werden, Saskia!"

„Ja", sagte sie, und noch einmal lauter, mit der gedämpften Inbrunst eines Menschen, der plötzlich nach langer Not eine neue, mächtige Lebenssehnsucht in sich spürt.

„Ja, mein Harmensz, nun muß ich ja gesund werden."

Er legte sanft die Lippen auf die ihren. Es war ein Kuß innigsten Verbundenseins und heiligster Treue.

Saskia sank in die Kissen zurück. Ein stilles Lächeln um den Mund.

„Nun will ich schlafen", murmelte sie. „Ich bin — so glücklich — und so müde —. Bleibe bei mir — Liebster —"

Sie schloß die Augen.

Ihr Atem ging sanft und gleichmäßig wie der eines Kindes. Ergriffen blickte Rembrandt auf sie herab, die Hände wie im Gebet gefaltet. — —

So fanden ihn Uylenburgh und Doktor Solbakken, die nach einer Weile in's Zimmer traten.

Sie stutzten zuerst, dann traten sie hastig näher. Solbakken beugte sich über das Bett. Sein Gesicht zeigte einen maßlos überraschten Ausdruck glücklicher Befriedigung.

„Sie schläft, Senator. Sie schläft der Gesundheit entgegen. Danket dem Herrn und —"

Er blickte Rembrandt froh an.

Uylenburgh stieß einen kurzen Laut aus. Heiser, flüsternd fragte er:

„Ist es wahr?"

„Seine Saskia wird leben und glücklich sein, Senator."

Da packte Uylenburgh Rembrandt an beiden Schultern. Vielleicht war er nie in seinem Leben so glücklich und so erschüttert gewesen. In seiner Stimme war ein verhaltenes Jauchzen.

„Rembrandt — was vor diesem Tage liegt, es sei vergessen!"

Das war Gelöbnis und Schwur.

Rembrandt konnte nur leise sagen:

„Nun ist alles gut."

Ihm war das Herz so voll von berstender, bittersüßer Seligkeit. Es mußte wohl doch einen Gott im Himmel geben. Einen Gott der Gerechtigkeit, einen Gott der Liebenden!

Dann gingen Uylenburgh und Solbakken hinaus. Es drängte den Senator, mit dem Medikus einen Becher edlen Wein zu trinken, seine erleichterte Seele überströmen zu lassen und der bangenden Muhme ihre Angst zu nehmen.

Rembrandt blieb allein zurück. Er wollte es so. Still saß er an Saskias Bett, ihren leisen Atemzug belauschend, voll Andacht und feierlichen Glücks. Im breiten Strom der goldenen Sonne sitzend, die über Amsterdam stand wie ein Segen. Vielleicht der glücklichste Mensch an diesem Tage. Und alles, was vor diesem Tage lag — es war vergessen wie ein böser Spuk, als wäre es nie gewesen. —

— Ende! —

Stadt in der Frühe.

Noch ist rings des Tages Tor
Ganz von schwarzem Samt verdunkelt;
Doch aus Nachtgewölk hervor
Tritt der Morgenstern und funkelt.

Sieh, die große Stadt erwacht!
Leise gehen tausend Türen;
Straßen füllen sich mit Macht,
Die zum Herz der Arbeit führen.

Menschenstrom fließt grau und still;
Doch er trägt gewalt'ges Leben,
Das sich offenbaren will
Klar und groß in Tat und Streben.

Wenn dann licht durchs Wolkentor
Erste Sonnenfunken sprühen,
Braust schon rings der Arbeit Chor;
Fäuste, Stirnen, Herzen glühen.

Julius Bausmer.

Der Krawatt in der Kiste.

Heitere Jagdgeschichte aus Altösterreich.

Von **Gustav Renker.**

Dieses geschah wirklich und wahrhaftig zu einer Zeit, da es noch hohe Herren gab, die viel weidwerkten. Es gab allerdings böse Mäuler, welche das jagdliche Vergnügen der Hochgeborenen eher mit „viel schießen" bezeichneten. In diesem anscheinend harmlosen Doppelwort liegt für den feinhörigen Jünger Huberti ein bitterer Geschmack.

Der hohe Herr also, der dem Thron Österreichs nahe, aber schon unheimlich nahe stand, „schoß viel". Daran war nicht zu zweifeln. Hohe Zahlen schwirrten in Gerüchten und Zeitungsberichten herum. Er knallte, knallte und knallte — und als es eines Tages unseligerweise nichts zu knallen gab, schoß er in seinem Groll das zahme Reh der Kinder seines Försters über den Haufen.

Er war ein harter, rücksichtsloser Mensch und maßlos in seinem Wollen. Vor seinem Zorn bebte das Forstpersonal, vom Hofrat bis tief hinab zum letzten Gebirgsjäger. Die erzherzoglichen Reviere waren reich an Wild jeder Art; zu Hunderten wurden die Hirsche, zu Tausenden das Niederwild aufgepäppelt, um eines Tages durch eine Legion von Treibern dem Gebieter möglichst bequem vor den Lauf geriegelt zu werden. Aber dennoch, wenn's einmal fünf Minuten nicht krachte, dann kam der Wettersturm: „In diesem Revier ist nichts los. Wozu füttere ich eine ganze Bande von Hegern und Jägern?"

Es war also klar: die Reviere seiner Hoheit mußten mit Wild vollgepfropft sein wie ein Heringsfaß. Wenn aber der Mächtige in seiner Schießwut die nachmalig in etlichen Zeitungen erwähnten Rekordstrecken erzielte, wenn demnach das Revier auf diese Art allergründlichst zur Ader gelassen war, dann — ja, was dann?

Ein findiger Forstmeister in Gemeinschaft mit dem diensteifrigen militärischen Adjutanten des Erzherzogs bewies, daß man sich auch in so verzweifelten Fällen helfen könne, wenn die Schicksalstücke als Instrument nicht gerade einen dromedarblöden „Krawatten" dazuschmuggelte. Krawatten, schriftdeutsch Kroaten genannt, sind sehr brave und tüchtige Leute, aber es gibt auch Ausnahmen, und just eine solche Ausnahme sandte Sankt Hubertus zur Fasanenjagd des hohen Herrn.

Dieser hatte schon tagelang mit Pulver und Schrot im Revier gewütet. Es war zwar noch immer so viel da, daß ein Durchschnittsjäger von einem unerhört reichen Wildbestand gesprochen hätte. Aber Hoheit war eben kein Durchschnittsjäger, sondern ein gewaltiger Schießer vor dem Herrn. Hatte ein kleines Patronengebirge neben sich aufgetürmt, etliche Flinten und ebensoviel Büchsenspanner hinter sich und harrte nun der Dinge, die da auffliegen würden — der schönen buntglänzenden, langgeschwänzten Fasanen.

Der Forstmeister war in arger Bedrängnis gewesen, denn er wußte, daß es unmöglich jede Minute krachen konnte. So viel Fasanen ließen sich nicht zusammentreiben, das aber verlangte seine Hoheit.

Not macht erfinderisch, besonders, wenn diese Not nächtelang vorher in Gestalt der Entlassung durch die Träume gespenstert. Und der Adjutant war bald gewonnen, denn die allerhöchste Ungnade war auch für ihn kein Zephirlüftchen.

„So machen wir's, Herr Oberstleutnant: vor dem Stande Seiner Hoheit graben wir ein tiefes Loch und tun eine geräumige Kiste hinein. In diese setzen wir einen Soldaten, den Sie mir gütigst zur Verfügung stellen wollen. Die Kiste wird wieder zugedeckt, mit Erde und Rasen überschüttet . . ."

„Muß Soldat ersticken — immerhin peinliche Sache für ihn."

„Nicht doch! Von der Kiste geht eine geräumige Röhre an die Oberfläche. Der Soldat aber hat eine ganze Steige voll Fasanen bei sich. Wenn er einige Minuten vom Stand Seiner Hoheit nicht schießen hört, schiebt er einen Fasan in die Röhre und läßt ihn auffliegen."

„Prächtiger Gedanke, lieber Forstmeister. Hoheit haben immer zu schießen und bleiben guter Laune. Aber — ach! was geschieht dann mit Soldat?"

Die Frage war eigentlich sehr überflüssig, aber auch Adjutanten vom Thronnächsten sind einem armen Forstmeister gegenüber „hohe Viecher", wie man in Österreich sagte. Deshalb kam die Antwort: „Wird nach der Jagd natürlich wieder ausgegraben und kriegt sein Trinkgeld."

Alles klappte. Grube war da, Fasanen waren da, Soldat war da. Hieß Ilija Smerc und war ein biederer Sohn der Wälder Kroatiens. Er grinste und tat furchtbar intelligent. „Weiß ich schon. In Grube hocken, wenn Erzherzog nix schießt, Fasan in Röhre schieben, Klapps auf Popo geben, daß auffliegt. Ilija sehr gescheit."

Ilija war aber noch viel gescheiter, als Forstmeister und Adjutant ahnen konnten. Er wußte, daß er geraume Zeit unter der Erdoberfläche verbringen mußte, denn die Kiste mit ihrem lebenden Inhalt wurde ja schon vor der Jagd hinter einem Busch eingegraben. Wenn seine Hoheit den Stand betrat, mußte alles fix und fertig und vor allem nicht verdachterregend sein.

Ilija Smerc war eine gesellige Natur und stellte sich das Alleinsein in Gesellschaft nur glucksender und piepsender Fasanen etwas einsilbig vor. Für solche Fälle hat das gesegnete Land Kroatien seinen Kindern einen Seelentröster geschenkt, nämlich den Sliwowitz. Das ist ein aus Zwetschgen gebrannter Schnaps, von dem Normaleuropäer höchstens zwei Gläslein trinken können, während ein stämmiger Krawatt erst bei einem halben Liter in eine sich und die Umwelt erheiternde Stimmung gerät.

Ilija war eine bescheidene Natur und nahm tatsächlich nicht mehr als diesen halben Liter mit sich, eine im Militär- und und Hofjagdreglement keineswegs vorgeschriebene Handlung. Aber da der Krawatt, wie eben erwähnt bescheiden war, hielt er es für unnötig, Forstmeister und Adjutant davon zu verständigen.

Er saß in der Kiste, und über ihm schloß sich die Erde. Nur durch die Röhre kam Tageslicht herein, aber das war, von der Luftzufuhr abgesehen, unnötig. Ein wackerer Krawatt findet die Sliwowitzflasche auch im Dunkeln. Und Ilija brauchte sie gar nicht lange zu suchen, sie war an seinem Herzen unter dem Waffenrock treu geborgen.

Es währte sehr lange, bis der erste Schuß fiel, denn Seine Hoheit war nicht immer sehr pünktlich.

Als endlich der erste Knall dumpf in die Kistengruft drang, hatte Ilijas Sliwowitz den Behälter gewechselt. Er war nicht mehr in der flachen Tonflasche, sondern schwabbelte im Bauch des Krawatten. Die kleinen Sprühteufel des Schnapses jedoch stiegen, dem Gesetz der Erdschwere widersprechend, aufwärts und sammelten sich zu löblichem Tun im Gehirn des Gefreiten Smerc. Diesem kam die Angelegenheit nun äußerst lustig vor, das zu erwartende Trinkgeld stieg als leuchtende Fata Morgana in Gestalt neuen Sliwowitzes vor ihm auf, und in diesem Glückszustand wurde er gesprächig. Da aber kein Unterhaltungsobjekt in der Nähe war, begann er mit den Vögeln zu plaudern, welche sich angstvoll in der Steige zusammendrängten.

Sobald eine kleine Weile kein Schuß fiel, nahm er einen Fasan heraus, schob ihn in die Röhre und gab ihm herzlich gemeinte Segenswünsche für sein nur mehr so kurz bemessenes Erdenwallen mit. —

Die Hoheit knallte drauf los, was das Zeug hielt, und die Flintenläufe wurden immer wärmer. Es war eine herrliche Jagd, und besonders der Dornbusch dort drüben schien von den Fasanen bevorzugt zu sein. Immer und immer wieder schossen sie wie flirrende Raketen in die Höhe, bums machte die Flinte, und pardauz, da lag er.

Aber allmählich bekam dieser Dornbusch einen mystischen Anstrich — aus der Erde drang ein dumpfes Murmeln. Und Hoheit hatten ganz vorzügliche Ohren. Eine kleine Schießpause war eingetreten, da ertönte es aus den Tiefen des Erdballes wie aus der Schmiede des Hephaistos: „Geh, Vogerl, närrisches!"

Brr, schwirrte der Fasan — bums, das Gewehr.

„Mach, daß d' weiterkummst, Rabenvieh, blödes!"

Brrr — bums!

„Bist liebes Fasanderl — geh' schön auffi!"

Brrr — bums.

Hoheit wurde plötzlich sehr ernst, legte die Flinte fort und erhob sich. Der Forstmeister fühlte das Ende der Welt nahen. Lauter als man je auf einer Jagd sprechen darf, rief er zerzweifelt: „Dort drüben am Waldrand eine Doublette. Schießen, Hoheit!"

„Schöne Vogerl, marsch antreten!" rollte es aus der Tiefe.

Hoheit schritten zum Busch, Hoheit sahen ein Ofenrohr aus dem Erdboden münden und tasteten mit dem Stock hinab.

„Rindvieh, knalldummes — is Schädel meiniges!" tönte des mit Recht gekränkten Krawattens Stimme herauf.

Dem Ilija Smerc ist gar nichts geschehen — was kann einem Gefreiten auch viel zustoßen? Aber der Forstmeister begründete vierzehn Tage später als Versicherungsagent sein neues Dasein.

Jutta sagt Ja.

Eine Geschichte von **Hermann Budde**.

Jutta hat eine freie Stirn. Ihr reingezeichnetes Gesicht strahlt aus fest blickenden Augen Zuversicht zu. Ihr schlanker Körper erscheint zielklar gelenkt. Wer sie sieht, spürt dies: Charakter und Sichgeben stimmen wohltuend zueinander.

Das Mädchen Jutta ist ein Gegenwartsmensch. Sie hat mit ihrer Sprachenbegabung das Glück beim Schopf gefaßt und arbeitet in einem Hotelbureau. Aus alter Freundschaft — was nennen zwanzigjährige Mädel schon „alt"! — wohnt sie mit Marja zusammen, die tagsüber in einer Lohnbuchhalterei hockt und verkümmern würde, wenn Jutta nicht allabendlich einen Hauch von der großen Welt mitbrächte. Denn Jutta erlebt immer etwas in dem Großstadthotel.

Auch Marja will mit der Welt verbunden sein. Wie Jutta? Nein, dazu reicht es wohl nicht. Aber ein Rundfunkgerät möchte sie. Auch heute seufzt sie: „Ach, wäre das schön! Wenn ich abends mit dir hier sitze oder wenn du erst später kommst und ich nichts beginnen kann, dann könnte ich aus der ganzen Welt hören, was ich gerade will . . ." Und Jutta tröstet: „Vielleicht geht es bald." Sie spart schon heimlich für die Freundin, denn Marja selbst verdient ja zu wenig. „Meinst du?" fragt Marja und schüttelt den Kopf. Da beugt Jutta sich vor. Sie lacht. Jutta sagt Ja.

*

„Ich weiß nicht", meint der Schriftleiter der „Stampa", dessen Sekretärin erkrankt war, zu Jutta: „Ich kann mich schwer von Ihnen trennen. Sie arbeiten gut. Was wollen Sie hier im Hotel sitzen? Kommen Sie mit mir! Sie

können mehr verdienen. Sie werden immer Ihr Auskommen haben." Jutta zögerte etwas, aber dann sagt sie: „Ich nehme Ihrer Sekretärin nicht das Brot . . ." Dabei ist ihr Blick so hell, so klar, so anziehend, daß der dunkle Mann ein wenig rot wird. — „Frauen wie Sie", sagt er, „habe ich selbst in Florenz nicht getroffen. Könnten Sie sich, ich meine, würden Sie sich entschließen, Italienerin zu werden?" — „Noch einen Wunsch?" Jutta fragt es mit geneigtem Kopf, liebenswürdig, beinahe elegant. Der Italiener verneint äußerst höflich. „Ich bleib' eine Deutsche", sagt sie und geht hinaus.

Wenn Jutta viel zu tun hat, ruft sie Marja an, und die kommt dann zu ihr ins Hotel und hilft ihr. Als Marja an diesem Abend kommt, findet sie Jutta in einem Wust unerledigter Sachen. „Daran ist nur der Italiener schuld", erklärt Jutta. Und beim späten Abendessen erzählt sie der Freundin ihr Erlebnis. Marja ist überwältigt und fassungslos über die ungeahnten Möglichkeiten, die sich Jutta erschlossen haben.

Ungläubig klingt es, wie sie fragt: „Und das hast du einfach ausgeschlagen?" Jutta sieht sie lächelnd an. Sie greift nach ihrer Hand. Jutta sagt Ja.

*

Jutta hat neben ihren laufenden Arbeiten in dieser Woche unheimlich viel zu tun. Sie nimmt die Nächte zu Hilfe, und Marja jammert. Sie hat von einem Hotelgast die Übersetzung eines Bühnenwerks in Auftrag bekommen, zunächst einen Entwurf und die Hauptszenen, die an die Comédie Française gingen. Dann das ganze Werk. In einer gewaltsam eingelegten Ruhepause merkt Jutta, daß es das Stück ist, daß morgen im Theater der Stadt uraufgeführt werden soll.

Der junge Dichter, der immer nur auf einen Sprung zu ihr kommt, um sich von dem Fortschritt der Arbeit zu überzeugen, tritt kurz nach Mittag ein. Er bittet sie, ein Stenogramm aufzunehmen. Es ist ein kurzer, überaus kluger, herzlicher Liebesbrief. Jutta rückt ungeduldig auf dem Stuhl und beugt den Kopf, so tief sie nur kann. Sie zwingt sich, kühl zu fragen: „In welche Sprache?" Er sagt: „In alle Sprachen der Welt, Fräulein Jutta. Und nun die Anschrift." Da steht Jutta glühend vor ihm und ruft: „Ich wünsche sie nicht zu wissen!"

Der Dichter sieht sie an und sagt ganz langsam ihren eigenen Namen in ihre funkelnden blauen Augen hinein. „Einverstanden?" fragt er. Jutta beißt sich in die roten Lippen. Jutta sagt Ja.

*

Daß Dichter so vernünftig sein können! denkt Jutta. Er hat ganz ruhig von seiner Zukunft gesprochen, die selbst nach dem — immerhin fraglichen — Erfolg der Aufführung noch wenig sicher sein werde. Ob Jutta noch warten will? Im Hotel bleiben will? Gar so lange soll es nicht dauern. Jutta wird herzlich gern warten. Sie hat an Liebe und Ehe noch gar nicht gedacht. Sie wünscht sich selber sogar eine Zeit der Besinnung. Sie ist nur so aufgeregt. Er hätte erst morgen, übermorgen kommen sollen mit seinem dummen Brief. Nun bangt sie wegen des Stücks, als ob es ihr eigenes sei. Es geht sie so viel an. Ein Glück, daß die Arbeit da ist!

Der eiserne Vorhang ist über einem großen Erfolg niedergegangen. Erster Schritt auf dem Wege. Jutta hängt glücklich am Arm ihres Dichters. Für eine Stunde will er allein sein, allein mit der klugen Jutta. Sie sitzen unbekannt in einem kleinen Vorstadt-Kaffeehaus. Er sagt: „Und nun, Jutta, damit dieses Märchen ein wirkliches Märchen sei, steht dir ein Wunsch frei." Jutta sinnt lächelnd nach. Was sie sich wünscht, das kann im Augenblick nicht sein. „Und darüber hinaus bin ich wunschlos", meint sie. Da fallen ihr Marjas Wünsche ein, die kleinen Seufzer der Freundin. Und sie erzählt ihrem Dichter vom Los kleiner Mädchen, die über Zahlenkolonnen verkümmern, wenn ihnen das Leben nur wenig Sonnenschein bringt und gar keine Wünsche erfüllt.

Als Marja am anderen Abend ermüdet heimkommt, sieht sie einen prächtigen Rundfunkapparat. Marja ist sprachlos. „Er gehört dir", wirft Jutta beiläufig hin. „Ob du ihn magst?"

„Mein —?" stammelte Marja. Jutta sagt Ja.

Jungmühle von heute.

Schweres Wasser — verlängere dein Leben!

Immer neue Überraschungen beschert uns das schwere Wasser, jener seltsame Stoff, den wir erst kurze Zeit kennen. Es ist noch keine sieben Jahre her, daß es dem Forscher H. C. Urey gelang, den sogenannten schweren Wasserstoff zu entdecken. Das ist eine besondere Abart des uns schon lange vertrauten Elementes, die sich durch ein erheblich höheres Gewicht von ihm unterscheidet. Der Entdecker stellte sie zunächst dadurch her, daß er den gasförmigen Wasserstoff in flüssige Form verwandelte, was bekanntlich eine überaus kostspielige Angelegenheit ist. Und es gelang dann auch, von dem Sauerstoff eine schwere Abart herzustellen. Aus der Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff aber besteht das Wasser, ohne das wir nicht leben können und das sich nunmehr in einer neuen, bisher nicht erkannten Gestalt vor uns zeigte.

Der Gewichtsunterschied zwischen dem schweren und dem gewöhnlichen Wasser beträgt etwa elf vom Hundert. Und es besteht auch sonst noch eine Reihe von Gegensätzen. Aber ein feindseliges Verhalten legen die beiden Verwandten nicht an den Tag. Man kann sogar sagen, daß in dem gewöhnlichen Wasser, das wir trinken und in dem wir baden, immer ein wenn auch recht geringer Teil von schwerem Wasser enthalten ist. Diese Tatsache macht man sich zunutze, wenn man schweres Wasser herstellen will. Man sorgt dafür, daß aus einer Schale mit gewöhnlichem Wasser die leichte Abart schneller entweicht als die schwere Sorte, so daß also diese schließlich zurückbleibt.

Aber die beiden Verwandten unterscheiden sich nicht nur durch ihr Gewicht. Das schwere Wasser gefriert auch eher, nämlich schon bei 3,8 Grad über Null. Dagegen siedet es etwas später als die normale Flüssigkeit. Das Kochsalz löst sich in dem schweren Wasser ungleich weniger.

Verblüffend aber sind nach den neueren Forschungen die biologischen Wirkungen des schweren Wassers. Tabaksamen, den man hinein versenkte, gedieh nicht zum Keimen. Kaulquappen, die dem seltsamen Element überantwortet wurden, gingen in kurzer Zeit zugrunde. Und es schien in der Tat, als könne man das schwere Wasser glattweg als ein Gift bezeichnen, das allen Lebensvorgängen abträglich sei.

Da ist jedoch kürzlich Dr. E. Kendall von der Universität Edinburg mit einer überraschenden Feststellung an die Öffentlichkeit getreten. Nach seiner Auffassung übt das schwere Wasser auf den menschlichen Körper denselben Einfluß aus wie eine Erniedrigung der Temperatur. Alle Lebensvorgänge werden langsamer. Auch der Verschleiß an Kraft nimmt ab. Die Menschen werden nicht — älter! Die Leistungsfähigkeit bleibt trotzdem unverändert. Kendall empfiehlt das Elixier allen Menschen von mehr als sechzig Jahren.

Ist das nicht eine herrliche Entdeckung? Hoffentlich bewährt sie sich auch im Feuer der wissenschaftlichen Nachprüfung!

Lustige Ecke

Der Meisterdetektiv bei der Arbeit.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg